

# Grabungen und Bauuntersuchungen

Autor(en): **Marti, Reto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie  
Baselland**

Band (Jahr): - **(2018)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-841881>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Grabungen und Bauuntersuchungen

In Bezug auf Häuser und Hausrat aus der Jungsteinzeit und der Bronzezeit sind wir in der Schweiz sehr verwöhnt. Die unter dem Schutz der Unesco stehenden «Pfahlbauten» an den Mittellandseen mit ihrer fantastischen Feuchtbodenerhaltung bieten (fast) alles, was das Herz begehrt. Will man aber wissen, wie das Leben vor drei-, vier- oder fünftausend Jahren ausserhalb der Seenlandschaft ausgesehen hat, wird die Quellenlage anspruchsvoll. Ein neu entdeckter Siedlungsrest der späten Bronzezeit aus Sissach zeigt, womit man – im Idealfall – rechnen kann.

Reinach ist immer wieder Thema in unseren Berichten. Diesmal gelten die Schlagzeilen der prähistorischen Kultstätte im Norden der Gemeinde, die mit jeder untersuchten Fläche noch spektakulärere Züge annimmt. Mit der jüngsten Ausgrabung erstrecken sich die religiösen Handlungen nun bis in die Römerzeit. Befunde aus der römischen Antike gab es auch in Aesch, auf dem Chremer oberhalb Blauen und – besonders spannend, aber mit noch offenen Fragen – auf der Grenze zwischen Lausen und Liestal.

Bauwerke aus dem Mittelalter und der Neuzeit zeugen auf eindringliche Weise vom Leben in früheren Zeiten. Dass in Therwil Gebäude stehen, die vor die Zerstörungen des Dreissigjährigen Krieges zurückreichen, hat ein Fund am Kirchrain erneut bekräftigt. In Muttenz wurde im Berichtsjahr sogar das älteste in Teilen noch aufrecht stehende Bauernhaus der Region nachgewiesen. Speziell berührt hat mich persönlich auch eine Kalkbrennerei des 20. Jahrhunderts aus Münchenstein. Sie hält uns vor Augen, dass es gar nicht so lange her ist, dass man hier Häuser praktisch wie im Mittelalter gebaut hat, mit Mörtel und Bruchsteinen.

Reto Marti

**Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2018 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).**

## Grabungen

- 1 Sissach, Stadelmattweg (Urgeschichte)
- 2 Allschwil, Hegenheimermattweg (Urgeschichte)
- 3 Reinach, Rainenweg (Urgeschichte, Römerzeit)
- 4 Lausen, Weidmattstrasse (Römerzeit)
- 5 Blauen, Chremer (Römerzeit)
- 6 Aesch, Römergässli (Römerzeit)

## Einsätze in archäologischen Stätten

- 11 Ormalingen/Buus/Hemmiken, Farnsburg
- 12 Eptingen, Witwald
- 13 Muttenz, Vorderer Wartenberg
- 14 Frenkendorf, Neu Schauenburg
- 15 Läuelfingen, Homburg

## Bauuntersuchungen

- 7 Muttenz, Hauptstrasse 25 (Mittelalter, Neuzeit)
- 8 Therwil, Kirchrain 6/8 (Neuzeit)
- 9 Läuelfingen, Kirche (Neuzeit)
- 10 Münchenstein, Steinweg 15 (Moderne)

## Baustellenkontrollen

Aesch: Ulmenweg, Steinackerring, Römergässli, Grossmattweg, Hauptstrasse, Pfeffingerstrasse, Kundmannweg 9

Allschwil: Burgfelderweg, Feldstrasse (2×), Dürrenmattweg, Kreuzstrasse, Kreuzstrasse, Stockbrunnrain, Herrenweg, Lilienstrasse

Arisdorf: Häglerstrasse

Arlesheim: Mattweg (2×)

Biel-Benken: Friedrich Oser-Strasse, Fraumattenstrasse

Binningen: Margarethenstrasse, Bündtenmattstrasse, Bruderholzstrasse

Birsfelden: Fasanenstrasse

Blauen: Blattenweg

Böckten: Weiermattstrasse

Bottmingen: Margarethenstrasse, Batteriestrasse

Dittingen: Hollenweg

Eptingen: Läuferfingerstrasse

Füllinsdorf: Bodenacherstrasse, Wölferstrasse

Gelterkinden: Dickelenweg, Schweienring, Ischlagweg, Keltenweg, Eiweg

Giebenach: Füllinsdörferstrasse

Grellingen: Delsbergerstrasse

Hölstein: Gassenbachweg, Hauptstrasse 21/23

Itingen, Schulstrasse

Lampenberg: Grendelweg

Läufelfingen: Kirche

Laufen: Wahlenstrasse, Amthausgasse 3, Grienweg

Münchenstein: Transitwasserleitung, Karl Loeliger-Strasse, Tramstrasse, Gartenstrasse

Muttenz: Rothbergstrasse, Hauptstrasse 50, Wolfenseestrasse, Hauptstrasse 48a, Hauptstrasse 44–46, Hauptstrasse 25, Brühlweg 57

Oberdorf: Liedertswilerstrasse

Oltingen: Angerstrasse

Ormalingen: Unterer Hofmattweg (2×), Oberer Hofmattweg

Pratteln: Hauptstrasse, Sodweg, Druckreduzier- und Messstation Ergolz

Reinach: Bodenmattstrasse, Kindergartenstrasse 5, Bruderholzstrasse 56, Kleestrasse, Eggweg

Sissach: Hauptstrasse 103/105, In der Schwarzmatt 20, Stadelmattweg, Ebenrainweg, Netzenstrasse, Bützenweg

Therwil: Fichtenrain

Zeglingen: Oltingerstrasse

Zunzgen: Schulgasse, Mühlegasse 9

Sissach, Stadelmattweg. Übersicht über die Ausgrabung. Die dunkle Fundschicht im Böschungsbereich ist selbst aus grosser Höhe zu erkennen. Blick gegen Osten.



### Sissach, Stadelmattweg: ein spätbronzezeitlicher Siedlungsplatz

Am westlichen Ausgang des Diegtertals, nördlich des Schulhauses Tannenbrunn, kamen zu unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten immer wieder Siedlungsspuren aus der späten Bronzezeit zum Vorschein, also aus dem Zeitraum von etwa 1300 – 800 vor Christus. Der bislang letzte Aufschluss trat im Jahr 2011 zu Tage, als am Köhlerweg eine Schicht mit prähistorischen Funden dokumentiert wurde (vgl. Jahresbericht 2011, S. 24 ff.). Dabei handelte es sich um ein vom westlich gelegenen Hang Metzenholden abgespültes Sediment. Dies könnte ein Hinweis auf eine oberhalb gelegene Höhengründung sein. Eine solche befand sich nachweislich vis-à-vis auf der östlichen Talseite, auf dem Burgenrain. Dieses Refugium mit umgebender Wallanlage ist allerdings etwas jünger und datiert in die Hallstattzeit, etwa 800 – 450 vor Christus.

Im Talgrund selber war es bislang nicht gelungen, konkrete Siedlungsspuren zu fassen. Dies änderte sich allerdings im März des Berichtsjahres, als

Simone Kiefer den Baugrubenaushub einer Baustelle am Stadelmattweg, nur wenig westlich des Diegterbachs, begleitete. Im westlichen Bereich der Baugrube kam in rund 70 Zentimetern Tiefe eine Schicht aus dunklem, holzkohlehaltigem Lehm zum Vorschein.

Laura Caspers, Daniel Reber und Alessandro Mastrovincenzo beim Abbau der obersten, spätbronzezeitlichen Fundschicht.



**Schnitt durch den Kiesrücken. Links ist der Beginn der steilen Böschung sichtbar, über welche die Fundschicht hinabzieht.**

Auf der Oberfläche lagen auch eindeutig prähistorische Gefässkeramikfragmente. Die Grösse der Bruchstücke machte stutzig: Durch Erosionsprozesse von ihrem ursprünglichen Nutzungsort verlagerte Scherben sind in der Regel bedeutend kleiner als solche, die an Ort und Stelle entsorgt

wurden und dort liegengeblieben sind. Zudem waren die Ränder der Fundschicht klar begrenzt und liefen nicht – wie beispielsweise am Köhlerweg – diffus aus. Man muss also davon ausgehen, dass die Funde genau hier in den Boden gelangt sind.



Die Notgrabung, die parallel zum laufenden Baustellenbetrieb durchgeführt wurde, bestätigte diese Vermutung. Auf einem Kiesrücken im Überschwemmungsbereich des Diegterbachs fanden sich Spuren einer spätbronzezeitlichen Siedlung. Der erste entdeckte Befund, der von ihr zeugte, war eine kleine Feuerstelle, die sich als Fleck aus rötlich gebranntem Lehm auf der obersten Fundschicht abzeichnete. Nach dem Abbau der Schicht kamen im Schotter des Bachs weitere eingetieft Befunde zum Vorschein.

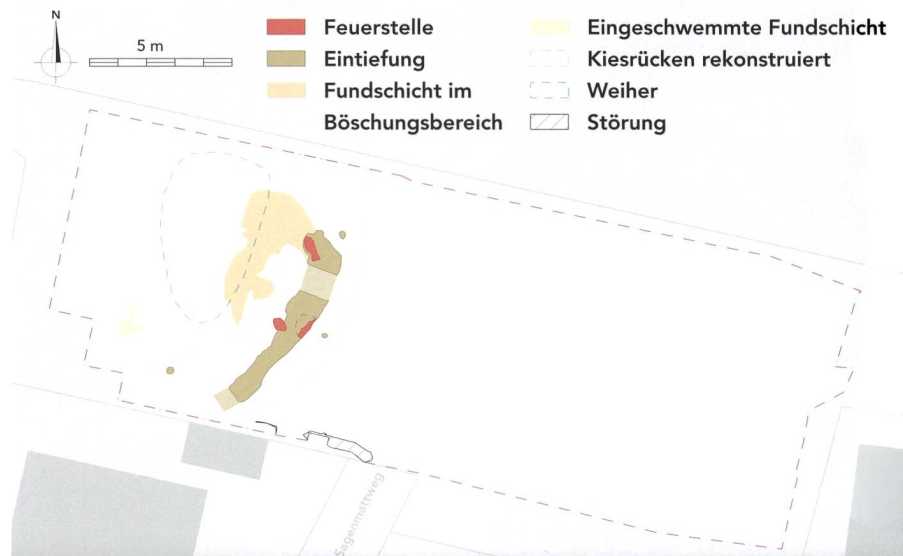
Ein Graben durchzog die Fundstelle leicht gebogen von Süden nach Norden. Auf seiner Sohle zeugten Stellen aus gebranntem Lehm von zwei

weiteren Feuerstellen. Sie wurden wahrscheinlich mit Absicht im Graben angelegt, um die Feuer vor dem Wind zu schützen. In der rund 120 Quadratmeter grossen Fundzone kamen ausserdem drei Pfostengruben ans Tageslicht. Die geringe Anzahl verunmöglicht eine Deutung ihrer ursprünglichen Funktion. Sie könnten sowohl zu Holzgebäuden wie auch zu Zäunen oder anderen Konstruktionen gehört haben.

Am Westende des Kiesrückens fiel die Fundschicht steil nach unten ab. Beim Freilegen dieses Bereichs wurde rasch klar, dass es sich dabei nicht um die Verfüllung eines vom Menschen gegrabenen Lochs oder Grabens handelte, sondern um eine natürliche Böschung. Es zeigte sich, dass diese während der Siedlungsphase offen stand. Offenbar entsorgten die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Abfälle über den Abhang. Die Ausgrabung förderte hier eine grosse Menge an Gefässkeramikfragmenten, gebrannten Lehmknollen und eine geringere Anzahl an Tierknochen zu Tage.

Im unteren Bereich der Böschung lag ein graues, sandig-lehmiges Sediment, das teilweise ebenfalls noch mit Funden durchsetzt war. Wie ein grossflächiger Baggerabtrag am Ende der Grabung zeigte, lief diese graue Schicht noch einige Meter weiter nach Westen. Die geoarchäologische Untersuchung

Übersichtsplan  
der festgestellten  
spätbronzezeitlichen  
Siedlungsstrukturen.





Deutlich zeichnet sich der fundreich verfüllte Graben im Schotter des Diegterbachs ab.

von Philippe Rentzel zeigte, dass es sich bei diesem Sediment um eine Stillwasserablagerung handelt. Solche bilden sich beispielsweise am Boden von Weihern oder Tümpeln. Der Sandgehalt könnte darauf hindeuten, dass dieser Weiher von einem Fließgewässer – einem damaligen Arm des Diegterbachs – gespeist wurde.



Der Abbau der Böschung war der letzte Ausgrabungsschritt im Bereich des Kiesrückens. Anschliessend wurde der restliche Baugrubenaushub eng begleitet. Es zeigte sich aber, dass sich weder westlich noch östlich des ausgegrabenen Areals archäologische Reste erhalten hatten. In den Baugrubenwänden war vielmehr eine Abfolge von Schotterlinsen und Schwemmlahmen zu erkennen, die von wiederkehrenden Überflutungen des Diegterbachs zeugen. Diese hatten allfällige weitere Spuren der Siedlung weggeschwemmt.

Einzig der Bereich auf dem offenbar meist trocken liegenden Kiesrücken blieb von Erosions- und Überschwemmungsereignissen weitgehend verschont. Die prähistorischen Strukturen konnten sich so an dieser Stelle erhalten – ein Glücksfall für die Archäologie! Darüber, wie sich der ergrabene Ausschnitt innerhalb des spätbronzezeitlichen Dorfes positioniert, lässt sich nur spekulieren. Die Entsorgung von Abfall über eine Böschung in einen Weiher weist allerdings eher auf eine periphere Lage innerhalb der Siedlung hin.

Die Auswertung der Funde und der Proben kann hoffentlich Hinweise darauf geben, wie lange an diesem Ort gesiedelt wurde. Eine erste Durchsicht des Materials hat Formen gezeigt, die für die spätbronzezeitlichen Stufen Hallstatt A2/B1 charakteristisch sind: so genannte Schulterbecher, kantig abgestrichene Trichterränder, Töpfe mit Einstichen unter dem Rand und kalottenförmige Schalen mit gerade abgestrichenem Rand. Sie verweisen in einen Zeitraum von etwa 1100–950 vor Christus, während die durchgeführten Radiokarbon-Analysen zum Teil auch etwas ältere Daten ergaben. Viele Scherben stammen offenbar von denselben Gefäßen, darunter sehr grossen Töpfen. Bemerkenswert sind zudem Stücke von Hirschgeweihen, die man wohl in der Siedlung verarbeitet hat, sowie das Fragment eines «Mondhorns» (s. S. 86–91).

Die Grabung hat gezeigt, dass eine Erhaltung von Siedlungsbefunden selbst im Überschwemmungsbereich eines Bachs möglich ist, wenn die Voraussetzungen dazu gegeben sind. Diese Erkenntnis nährt die Hoffnung auf weitere prähistorische Entdeckungen in den Niederungen der Juratäler.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg  
Geoarchäologie: Philippe Rentzel, IPNA Universität Basel

<sup>14</sup>C-Analysen: ETH Zürich  
März und April 2018

Eine der beiden Feuerstellen auf der Grabensohle. Der dort liegende Lehm wurde durch die Hitze rötlich verfärbt. Blick gegen Südosten.



### Allschwil, Hegenheimermattweg: eine einsame, spätbronzezeitliche Grube

Die mit dunklem Lehm verfüllte Grube zeichnete sich im umgebenden, hellen Lehm ab. Blick gegen Südosten.

Am Allschwiler Hegenheimermattweg entsteht ein neues Gewerbegebiet. Dieses «BaseLink» getaufte Gelände umfasst 75 000 Quadratmeter und liegt ausserhalb bislang bekannter archäologischer Fundstellen. Die Aushubarbeiten für die ersten Gebäude begannen im Sommer des Berichtsjahrs und wurden von der Archäologie Baselland über-

wacht. Die grosse zusammenhängende Fläche erhöhte die Wahrscheinlichkeit, bislang unbekannte Spuren der Vergangenheit zu entdecken. Und tatsächlich: Im Dezember stellte Simone Kiefer in der Baugrubenwand eine dunkle halbrunde Struktur fest.

Der grubenartige Befund war in Schwemmschichten über dem Niederterrassenschotter eingetieft. Er bestand aus einem dunklen Lehm, in dem sich Gefässkeramikfragmente, gebrannter Lehm und Holzkohle befanden. Der anschliessende Abbau der Grube förderte einiges an spätbronzezeitlicher Keramik zu Tage, die grob um 1000 vor Christus zu datieren ist.

In der Umgebung fanden sich keine weiteren archäologischen Strukturen. Es ist allerdings unwahrscheinlich, dass der Befund isoliert dasteht. Solche Eintiefungen finden sich häufig in Gruppen innerhalb von prähistorischen Siedlungen. Sie dienen unter anderem als Vorratsgruben. Es ist daher anzunehmen, dass hier bloss der Rand einer



Siedlung angeschnitten wurde, deren Zentrum weiter im Südosten, in Richtung des Hegenheimmattwegs und darüber hinaus, zu suchen ist.

Die Entdeckung der neuen Fundstelle zeigt, dass die Wahrscheinlichkeit, auf bislang noch unbekannte archäologische Strukturen zu treffen, er-

höht wird, wenn geeignete Areale – sei es aufgrund ihrer topographischen Lage oder ihrer Grösse – identifiziert und systematisch begleitet werden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg  
Dezember 2018

Daniel Perez und  
Antonio Ligorio  
beim Abbau der  
Grubenverfüllung. Blick  
gegen Südwesten.



Der Südteil der Parzelle während der Ausgrabung. Die gesamte Fläche wurde in 15 x 15 Meter grosse Rechtecke unterteilt, die nacheinander systematisch untersucht wurden. Blick gegen Süden.



## Reinach, Rainenweg: ein epochenübergreifender Kultplatz

Der Norden von Reinach, speziell die Flur Mausacker, gehört zu den bedeutendsten archäologischen Stätten des Kantons. Ausgrabungen in den 1990er und 2000er-Jahren brachten ganz aussergewöhnliche Strukturen und Funde aus praktisch allen vormittelalterlichen Epochen ans Licht. Die Entdeckungen reichen vom Fund eines altsteinzeitlichen Werkzeugs über einen bronzezeitlichen Kultplatz bis hin zu römischen Gräbern des 1./2. Jahrhunderts nach Christus. Spuren von Siedlungen fanden sich aus der Kelten- und der Römerzeit: Aus den keltischen Gehöften erfolgte eine fast nahtlose Weiterbesiedlung des Orts in Form eines römischen Gutshofs, von dem bisher allerdings erst wenige Reste bekannt sind.

Im Jahr 2015 führte die Archäologie Baselland im Hinblick auf eine geplante Überbauung eine Sondierung auf einer knapp 9000 Quadratmeter grossen Parzelle in Reinachs Norden durch, die sich nur unweit dieses archäologischen Hotspots befindet (vgl. Jahresbericht 2015, S. 36 ff.). In den drei Probeflächen kamen diverse archäo-

logische Strukturen zum Vorschein, darunter römische Mauerfundamente und eine Grube aus der späten Keltenzeit, in der sorgfältig Scherben niedergelegt worden waren. Der vermutlich kultische Brauch der Deponierung von zerstörten Keramikgefässen war vor dieser Entdeckung erst aus der späten Bronzezeit belegt.

Ein Teil des Grabungsteams beim Fegen: Nur so wurden die schwer erkennbaren archäologischen Strukturen im Schotter überhaupt erkennbar.



Eine Mulde im Birsschotter (links) ist mit dunklem eingeschwemmtem Lehm verfüllt. Blick gegen Osten.

Die neuen Funde zeigten, dass eine vorgängige vollflächige archäologische Untersuchung der Parzelle unbedingt angezeigt war. Diese vorgezogene Notgrabung fand nach Absprache mit der Bauleitung vor dem geplanten Baubeginn im Jahr 2019 im Frühling und Sommer des Berichtsjahres statt.

Den Start der Untersuchung markierte die Entfernung der Humusschicht durch den Bauunternehmer. Bereits während der Sondierung im Jahr 2015 fiel die hohe Kontamination dieser Pflugschicht mit modernen Abfällen auf. Der Grund dafür dürfte in der Deponierung von Müll auf der Parzelle liegen – eine bis ins 20. Jahrhundert durchaus nicht unübliche Entsorgungspraxis. Zwei in dieser Schicht gefundene Fasnachtsplaketten aus den Jahren 1921 und 1928 könnten auf eine Entsorgung von Abfällen aus der Stadt Basel hindeuten. Ein Luftbild aus den 1930er-Jahren zeigt im Areal eine unruhige, teilweise unbewachsene Oberfläche, die gut zu einer Ausplanierung passt.

Nach dem ersten Baggerabtrag erfolgte meist noch ein Feinaushub mit dem eigenen Minibagger. Auf diese Weise liess sich diejenige Schicht, in welche die archäologischen Strukturen eingetieft waren, präzise freilegen. Danach folgte die beschwerliche Handarbeit: Mit Langstielkratzern wurde die Oberfläche abgezogen und anschliessend mit dem Besen gefegt. Nur so liessen sich die teilweise sehr



undeutlichen archäologischen Befunde im Boden sichtbar machen.

Die meisten Spuren der Vergangenheit hatten sich im anstehenden Birsschotter erhalten. An einigen Stellen der Ausgrabung – insbesondere im Mittelteil der Parzelle – lagen die Flussablagerungen tiefer. Diese Mulden waren mit einem feinen, fast sandigen Lehm verfüllt, der stellenweise kleine prähistorische Keramikfragmente enthielt. Er dürfte vom westlich gelegenen Abhang des Bruderholzes durch Erosionsprozesse eingeschwemmt worden sein. Die eingelagerten Scherben zeigen demnach menschliche Aktivitäten ausserhalb der Grabungsfläche an.

Einige Wochen nach dem Start stiess der Zivi Damian Meier beim Ausnehmen der Verfüllung einer spätbronzezeitlichen Grube auf einen aussergewöhnlichen Fund: ein schweres Objekt aus gebranntem Ton. Nach dem Freilegen war rasch klar, dass es sich dabei um ein grosses Stück eines sogenannten Mondhorns handelt. Der Name leitet sich von der Form ab: ein hornähnliches Objekt mit

zwei Spitzen und einer Standfläche. Zusammen mit einem weiteren Fragment, das nur wenige Zentimeter daneben lag, ist die Form fast komplett – nur eine Spitze fehlt. Aus einer weiteren Grube stammt der Rest eines zweiten «Mondhorns» etwas weniger qualitativvoller Machart.

**Zivi Damian Meier beim Freilegen des Mondhornfragments aus fragilem, nur schwach gebranntem Ton.**





Das grösste freigelegte Mondhornfragment vor der Bergung (vgl. S. 110–113). Blick gegen Nordwesten.

«Mondhörner» werden immer wieder in spätbronzezeitlichen Siedlungen und Bestattungen angetroffen. Es gibt sie in unterschiedlichsten Formen. Aus dem Kanton Baselland waren vor den Neufunden aus Reinach und Sissach erst drei Exemplare bekannt. Sie alle stammen von einer Grabung am Langrüttliweg rund 100 Meter westlich der aktu-

ellen Fundstelle, am Fuss des Bruderholzes. Dort fand sich 1993 zudem eine weitere, ebenfalls spätbronzezeitliche Grube mit Resten zweier tönerner «Firstziegel» und dem Teil eines mit Röhren verbundenen Drillingsgefässes – alles genauso rätselhafte Objekte, die man gemeinhin mit kultischen Handlungen in Verbindung bringt.

Die genaue Funktion der «Mondhörner» ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Möglicherweise waren sie Teil von rituellen Handlungen – vielleicht eines Feuerkults: Sekundäre Brandspuren zeigen nämlich, dass die Objekte zum Teil nach dem Brand noch einmal dem Feuer ausgesetzt waren. Nach dem Ende seiner Nutzungszeit wurde das vorliegende Objekt offenbar zerschlagen und in der Grube entsorgt (siehe S. 86–91).

Das bewusste Zerstören und Aus-dem-Verkehr-Ziehen von Objekten war vermutlich ebenfalls für den Reichtum an aussergewöhnlichen Funden am Langrüttliweg verantwortlich, wie sich 2005 auch etwa 300 Meter südwestlich der aktuellen Grabung nachweisen liess. Dort fanden sich auf einer Fläche



von 200 Quadratmetern über 70 000 Scherben von Keramikgefäßen, die man nach ihrer Zerstörung zum Teil wieder eingesammelt und in Gruben deponiert hatte. Man fühlt sich an das 3. Buch Mose 6.21 erinnert, wo bestimmt wird, wie mit Gefäßen umzugehen ist, die Speiseopfer enthielten: «Ist es in einem irdenen Gefäß gekocht ..., so soll es zerbrochen werden ...».

Insgesamt wurden im Laufe der Grabung fünf bronzezeitliche Gruben untersucht. Hinweise auf ihre ursprüngliche Funktion gaben sie nicht preis. Sicher ist aber, dass sie nach der Primärnutzung mit Siedlungsabfällen – Knochen, Keramik – aufgefüllt wurden. Auffällig ist ihre Lage an der Westgrenze der Parzelle. Weiter östlich fehlen vergleichbare Befunde.

Währenddem die Ausgrabung im Süden und in der Mitte relativ befundarm blieb, kamen im nördlichen Drittel deutlich mehr Strukturen zum Vorschein. Bereits während des ersten Baggerabtrags zeigte sich ein komplexes Grabensystem, dessen Ausrichtung sich mit den römischen Befunden

der früheren Mausacker-Grabungen weiter südlich deckte.

So erstaunt es nicht, dass sich die meisten Gräben dank Baukeramikfunden in die Römerzeit datieren liessen. In einem Graben wurde eine sogenannte Aucissa-Fibel, eine Gewandschliese

Direkt nach dem ersten Baggerabtrag zeigte sich im Norden der Grabung ein komplexes System von Gräben. Blick gegen Norden.



Die römischen Fundamente bestanden aus Sand- und Kalkbruchsteinen, Nagelfluhbrocken, Ziegelstücken und sogar bemalten Wandputzfragmenten.

aus dem 1. Jahrhundert nach Christus, gefunden. Die Gräben dienten wahrscheinlich der Drainage des Gebiets. Wie die bereits erwähnten eingeschwemmten Lehmschichten zeigen, war das Areal in früheren Zeiten nämlich nicht so trocken wie heute. Einige Rinnen könnten nach Lage und Abstand zueinander zusätzlich Strassen begrenzt

haben. Konkrete Hinweise auf eine römische Strasse gab es allerdings keine. Zumindest ein Teil der Gräben könnte auch zur Parzellierung, also zur Einteilung des Geländes zu Beginn der römischen Besiedlung, gedient haben.

Bereits anlässlich der Sondierung 2015 kam im nördlichsten Suchgraben die Ecke eines römischen Mauerfundaments zum Vorschein. Bei der flächigen Freilegung zeigte sich, dass es sich dabei nicht um eine Gebäude-, sondern um eine Umfassungsmauer handelte. Doch was umfriedete sie? Die Antwort lieferten drei rechteckige, rund  $2,2 \times 1,6$  Meter grosse Fundamente im Innern. Für Gebäude sind sie zu klein. Sie sind wohl als Unterbau für (religiöse) Monumente oder Statuen anzusprechen, die Teil eines Tempelbezirks waren. Auch die bereits erwähnten Gräben passen ins Bild: Nebst einer zusätzlichen Abgrenzung der Sakralzone hatten sie wohl den ganz profanen Zweck, diese vor Überschwemmungen zu schützen und auch bei widrigen Verhältnissen zugänglich zu halten.



Offen blieb zunächst die Frage, wie die Orientierung der römischen Gräben und Mauern zustande gekommen war. Heute noch sichtbare topografische Merkmale als Erklärung für die Ausrichtung gibt es keine: Der gesamte Grabungsperimeter liegt in einer Ebene. Eine mögliche Antwort zeichnete sich erst in den letzten Tagen der Untersuchung ab.

Im westlichen Bereich des Tempelbezirks kamen acht grosse und tiefe Gruben zum Vorschein, in denen mächtige Pfosten gestanden haben müssen. Sie bildeten einen regelmässigen Gebäudegrundriss mit einer Ost-West-Ausdehnung von 14 Metern und einer Nord-Süd-Ausdehnung von 8 Metern. Die Funde datierten das Bauwerk, das aufgrund von Holzkohleresten womöglich abgebrannt ist, in die späte Keltzeit. Und es war fast identisch ausgerichtet wie die römischen Befunde. Die Wahrscheinlichkeit ist demnach gross, dass die Römer die keltische Ausrichtung für ihre eigene Einteilung des Geländes übernommen haben.

Über die Funktion des keltischen Gebäudes lässt sich nur spekulieren. Möglicherweise handelte es sich um ein Gehöft. Die Verbindung von Gräben und keltischen Holzbauten löst unweigerlich Assoziationen mit den sogenannten «Viereckschanzen» aus. Dabei handelt es sich um meist rechteckige Areale, die mit einem Wall-Grabensystem umgeben

Die drei rechteckigen Fundamente waren gleich ausgerichtet wie die Umfassungsmauer. Das südlichste wird von einem modernen Betonsteg durchschlagen.



Die Führung für den Quartierverein Reinach-Nord an einem heissen Augustabend stiess auf grosses Interesse.

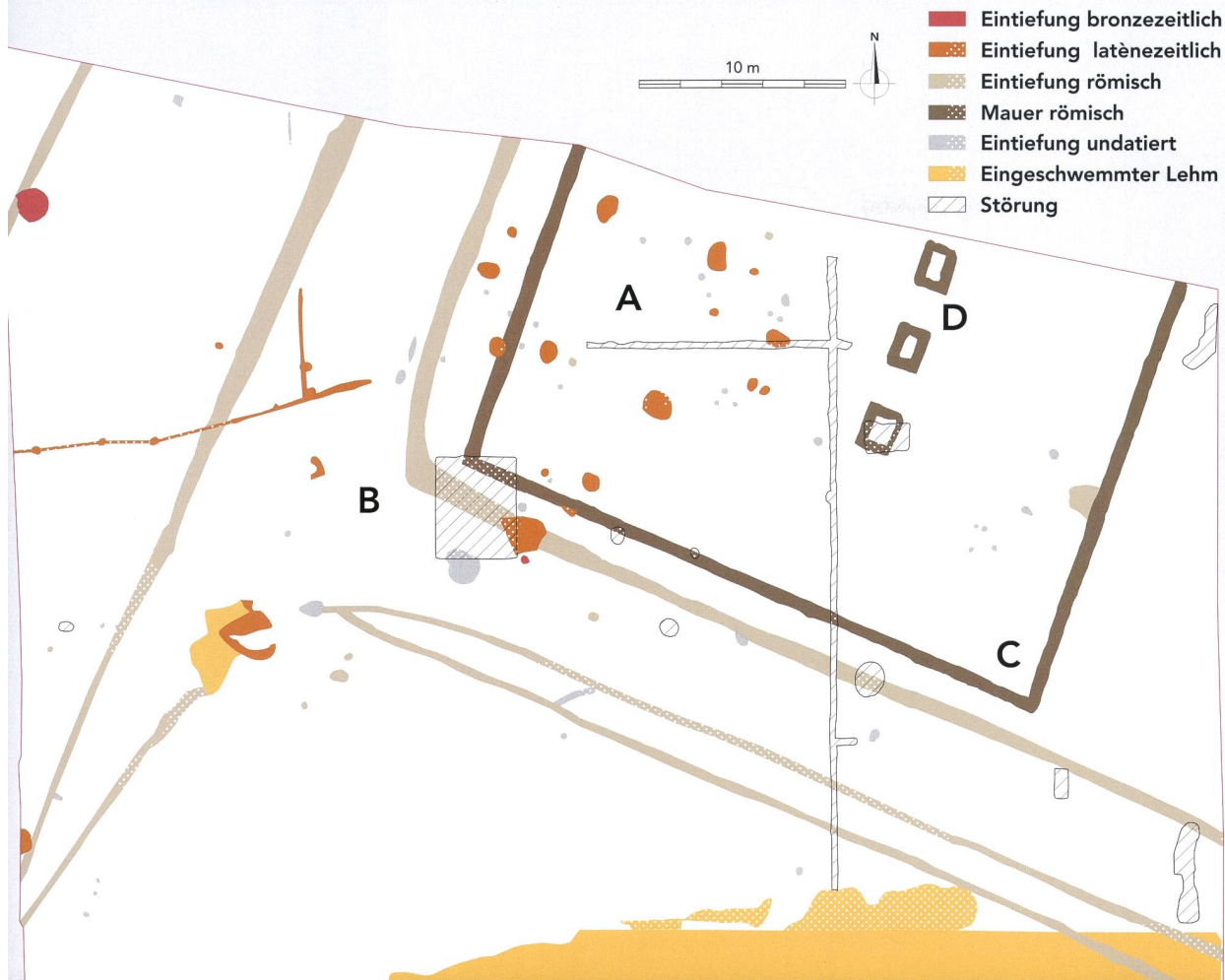
waren und in deren Innerem häufig Pfostenbauten standen. Auch wenn die Funde die meisten Gräben in der festgestellten Form erst in die römische Zeit datieren, ist nicht auszuschliessen, dass sie bereits in spätkeltischer Zeit angelegt worden waren und danach weiterverwendet wurden.

Das Gebiet wurde wohl noch im 2. oder 3. Jahrhundert verlassen. Befunde aus nachrömischer Zeit fehlen völlig. Erst in den 1920er-Jahren setzte die Bautätigkeit wieder ein.

Die Grabung untermauerte die bereits während der Sondiergrabung 2015 aufgestellte These eines ausgedehnten urgeschichtlichen Kultplatzes. Mehr noch: Durch die Entdeckung des Tempelbezirkes erstrecken sich die Ritualhandlungen zeitlich nun bis in die Römerzeit. Neue Hinweise auf die Lage eines in der Gegend vermuteten römischen Gutshofs lieferte die Grabung indes nicht. Allerdings sind wir sicherlich nahe dran: In den Fundamenten der Umfassungsmauer steckte allerlei Abbruchschutt, darunter Sandsteinfragmente, Mörtelbrocken sowie Fragmente von bemaltem Wandverputz.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti  
März bis September 2018





Übersicht des Nordteils nach Grabungsende: Teile des Grabensystems, der Umfassungsmauer sowie die drei kleinen, rechteckigen Fundamente sind gut erkennbar. In der oberen Bildmitte sind die Pfostengruben des keltischen Vorgängerbbaus sichtbar.

- A spätkeltischer Holzbau
- B römisches Grabensystem
- C römische Umfassungsmauer
- D römische Fundamente für Monumente oder Statuen.

Lausen, Weidmattstrasse. Geoarchäologe Philippe Rentzel studiert die Sedimente in einem Sondiergraben unterhalb des mutmasslichen Staudamms.



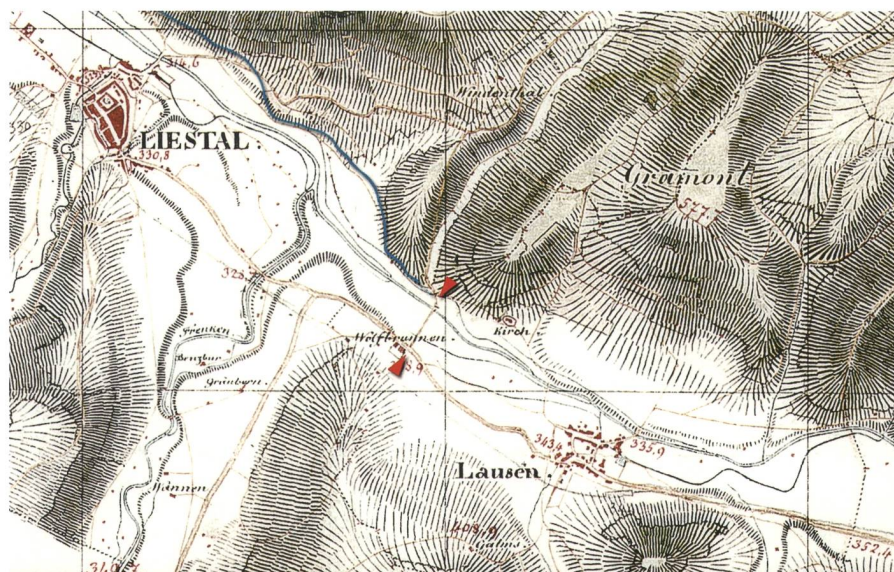
## Lausen, Weidmattstrasse: ein römischer Stausee im Ergolztal?

Eine Grossbaustelle an der Grenze von Lausen und Liestal bot die einmalige Gelegenheit, eine spannende These zu überprüfen. Als sich der Schreiber vor rund zehn Jahren für einen Beitrag im «Baselbieter Heimatbuch» mit der Wasserversorgung von Augusta Raurica befasste, ging es auch um die Frage, wie es in der Römerzeit möglich war, die bis zu 300 Liter Wasser pro Sekunde zu beschaffen. Für dieses Volumen, das immerhin 24 000 Kubikmetern pro Tag entspricht, war die Leitung ausgelegt, die irgendwo zwischen Lausen und Liestal beginnend die Römerstadt mit Frischwasser versorgte.

Derart beachtliche Mengen liefert keine bekannte Quelle im unteren Ergolztal. Folglich mussten die Römer seinerzeit Flusswasser gestaut haben. Dabei sorgten die Länge der Leitung von 7,3 Kilometern und ihr kontinuierliches Gefälle von 1,5 Promille dafür, dass sich das kostbare Nass auf seinem Weg in die Stadt gewissermassen von selbst reinigte, indem Verunreinigungen an den Wänden der Leitung und an anzunehmende Absetzbecken hängen blieben.

Die bekannten Aufschlüsse zeigen, dass die Wasserleitung oberhalb von Liestal in die Talebene ausbiegt. Die weitere Suche nach möglichen Indizien für einen Stausee führt zur ältesten genauen Landkarte der Region, die Friedrich Baader 1838–1844 herstellen liess. Sie zeigt einen auffallend geradlinigen Weg, der das Tal der Ergolz im

Auf der Baaderkarte (1838–1844) ist im Bereich der mutmasslichen Fassung der römischen Wasserleitung ein das Tal querender Weg zu sehen.



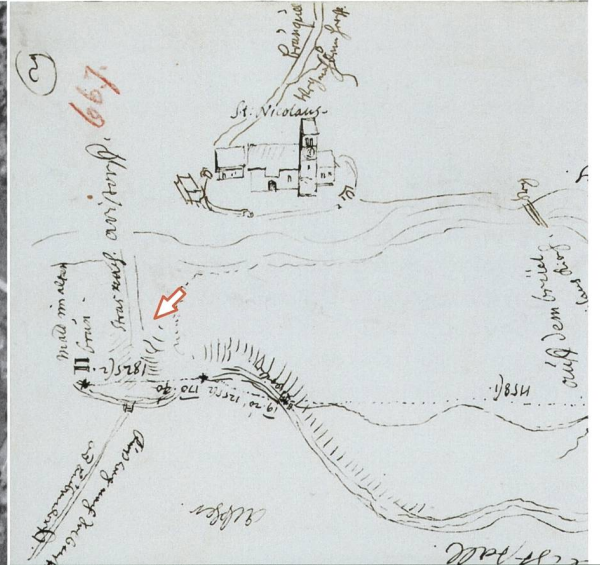


Der das Tal querende Weg ist auf einem Luftbild von 1931 noch zu erkennen. Er ist im Südwesten (unten) gegenüber den Feldern erhöht (swisstopo).

rechten Winkel quert und in dieser Form heute verschwunden ist. Über weite Strecken folgt ihm aber noch heute die Gemeindegrenze, was zeigt, dass ihm eine gewisse Bedeutung zukam.

Auf einem Luftbild von 1931 ist der Weg noch gut zu erkennen. Die Art und Weise, wie die angren-

zenden Felder anschliessen, lässt vermuten, dass er zumindest im südwestlichen Bereich erhöht war. Auch die älteste Darstellung der Situation, eine Skizze des Geometers Georg Friedrich Meyer (um 1680), zeigt durch beidseitige Schraffuren die erhöhte Lage des Weges an. Vollends sicheren Boden gewinnen wir mit einem nachträglich aus Luft-



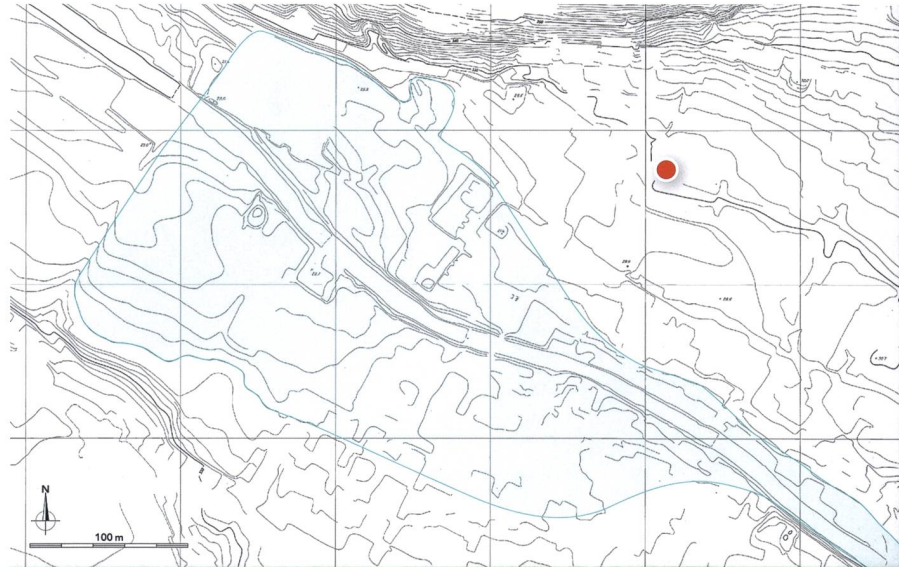
bildaufnahmen von 1962 gewonnenen Höhenkurvenplan. Er beweist, dass die Talquerung in ihrer Südwesthälfte effektiv auf einem Damm verlief!

Es liegt deshalb nahe, das mutmassliche römerzeitliche Wehr genau hier, an der engsten Stelle des unteren Ergolztals zu suchen. Um das Flusswasser auf das erforderliche Niveau von 326 Metern über Meer zu stauen, brauchte es einen Damm oder ein Streichwehr von mehreren Metern Höhe. Heute liegt die Ergolz an der Stelle rund sechs, zur Römerzeit etwa vier bis fünf Meter tiefer. Übertragen auf den Höhenkurvenplan von 1962 ergäbe dies einen Stausee von gut 400 Metern Länge.

<  
Auch Georg Friedrich Meier deutet mit Schraffuren auf seiner Feldskizze (um 1680) an, dass der Weg (Pfeil) auf einem Damm verlief. Die Flur oberhalb wird als «Brüel» bezeichnet.

Schon seit längerem wird darüber spekuliert, dass der römisch-mittelalterliche Ort «Bettenach» bei Lausen seine besondere Stellung der Lage im Fassungsgebiet der für Augusta Raurica lebenswichtigen Wasserleitung verdankt. Just auf der nördlichen Talseite, unterhalb der zu «Bettenach» gehörenden heutigen Dorfkirche, fehlte bisher

Anhand von Luftbildern von 1962 erstellter Höhenkurvenplan, der den Damm und die mögliche Ausdehnung eines Stausees visualisiert. Punkt: Lage der Kirche.



Am nördlichen Talrand fand sich im Bereich des mutmasslichen Damms eine markante natürliche Felsrippe.

jedoch jeder Hinweis auf einen Damm. Einzig der Flurname ‹Ziegelmatte› könnte ein Indiz dafür sein, dass hier in früheren Zeiten einmal ein Bauwerk stand.

2018 bot sich nun an dieser Stelle, ausgelöst durch eine Grossüberbauung, die Gelegenheit für einen

Blick in den Boden. Dabei zeigte sich im Bereich des mutmasslichen Damms eine natürliche Felsrippe aus Haupttrogenstein, die das Tal quert und sich hangwärts weiter fortsetzt. Im entscheidenden Bereich war sie – wohl durch Erosion und eine Überbauung jüngerer Zeit – jedoch stark abgetragen, und zwar bis unter das zu erwartende Sohlenniveau der römischen Wasserleitung. Hinweise auf einen Damm waren deshalb nicht mehr zu finden. Ein paar Bruchstücke von Ziegelschrottmörtel, wie er im römischen Wasserbau Verwendung fand, und ein aufgrund seines Materials und Formats möglicherweise römischer Baustein aus Degerfelder oder Warmbacher Buntsandstein waren die einzigen Indizien für ein Bauwerk aus der fraglichen Zeit. Sie fanden sich jedoch modern verlagert in einem Bereich wenige Meter unterhalb des postulierten Damms.

Sowohl ober- wie unterhalb der Felsrippe gab es aber Anzeichen für stehendes Wasser in Form grauer und brauner siltiger Feinsedimente. Während die Ablagerungen unterhalb bis zu drei Meter tiefer lagen, waren diejenigen oberhalb des mut-









masslichen Damms rund 40 Zentimeter mächtig und bis auf eine maximale Höhe von 323,9 Metern über Meer erhalten. Sie enthielten Holzkohle, rötliche Keramiksplitter sowie einige isolierte Kalksteinsplitter mit Spuren menschlicher Bearbeitung. Die Stillwasserablagerungen überdeckten ein feines Flusssediment, das stellenweise mit dem

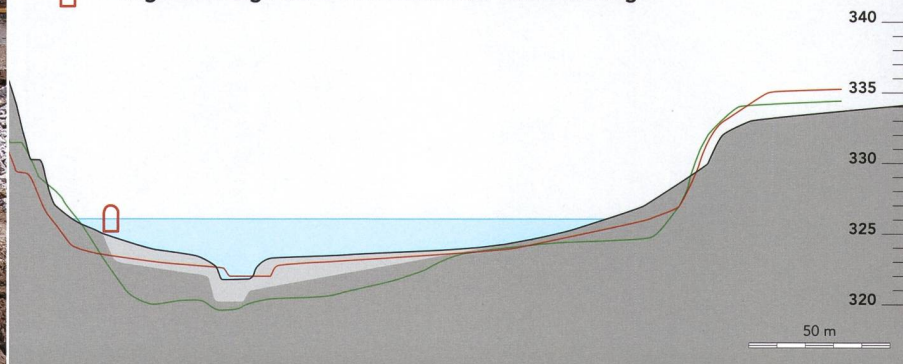
darunterliegenden Ergolzschotter vermischt war – vielleicht ein Hinweis, dass dieses Areal vor dem Aufstauen des Wassers begangen wurde.

Art und Mächtigkeit der Sedimente zeigen, dass an dieser Stelle über einen längeren Zeitraum Wasser gestanden hatte, das nie stärkeren Strömungen

Die Felsrippe – rechts im Profil – war nur noch als mächtige, vom Fluss überschlif-fene und modern überprägte Schwelle erhalten.



-  ursprüngliche Talsohle/Felsrippe im Bereich des «Damms» (rekonstruiert)
-  aktuelle Talsohle (nach Abtragungen durch Erosion und Überbauung)
-  ursprüngliche Talsohle 50 m oberhalb (rekonstruiert)
-  ursprüngliche Talsohle 50 m unterhalb (rekonstruiert)
-  nötiges Niveau für Vollbetrieb der Wasserleitung
-  ungefähre Lage der Eintrittsstelle der Wasserleitung



Dunkelgraues  
Stillwassersediment  
(unten), überlagert von  
Flussablagerungen der  
Ergolz und modernem  
Baukies (grau).

ausgesetzt war. In Anbetracht der heutigen Lage am Talrand kann das dafür nötige Wasser eigentlich nur durch ein künstliches Hindernis zurückgehalten worden sein.

Damit ist nur noch die Frage der zeitlichen Stellung dieser Ablagerungen offen. Die anhand von

Pollen nachgewiesenen Getreide und Ackerunkräuter zeigen, dass die Ablagerungen frühestens in der Eisenzeit zustande gekommen sind. Auffallend viele Sporen von koprophilen Pilzen, also solchen, die auf Dung wachsen, deuten auf Viehhaltung – vermutlich im nahen «Bettenach» – hin. Die jüngsten Stillwassersedimente, mit viel Getreide und Anzeigern für eine offene Landschaft, verweisen demnach eher auf eine mittelalterliche Zeitstellung.

Präziser sind vier Radiokarbon-Daten von Holzkohlen aus den Stillwassersedimenten. Auch sie weisen ins Mittelalter, genauer ins 11.–16. Jahrhundert. Dies schliesst die These eines antiken Stausees nicht aus, denn Wasserbedarf und Topografie sprechen nach wie vor dafür. Erstaunlich aber ist, dass der «See» in dem Fall offenbar noch so lange bestehen blieb. Sein Ende und seine Verlandung könnten sogar direkt mit der Aufgabe der Siedlung «Bettenach» in Zusammenhang stehen. Dank dieser Erkenntnis wird nun auch klar, warum die Flur bereits in der frühesten Nennung 1574 «am alten Weiher» (*ahnn altenn Wyger*) heisst.



Ein nach oben zunehmender Anteil organischer Reste zeigt diese allmähliche Verlandung an. Darüber folgt eine bis zu 40 Zentimeter mächtige Schicht aus lehmigen Ergolzschottern, die wohl im Zuge von Hochwassern abgelagert wurden, gut vier Meter über dem aktuellen Niveau der Ergolz. Der Flurname «Brüel», ursprünglich die Bezeichnung für eine bewässerte Wiese, mag auf diese Phase der Verlandung zurückgehen.

Die aktuellen Untersuchungen ergaben zwar keinen direkten Nachweis eines römischen Stauwehrs auf der Grenze zwischen Lausen und Liestal. Dafür war die Erhaltung im Erosionsbereich der Ergolz zu schlecht. Die These, dass der Fluss im frühen 1. Jahrhundert n. Chr. gestaut wurde, um Augusta Raurica mit Wasser zu versorgen, erhielt aber weitere Nahrung. Sehr wahrscheinlich war die im Vergleich zum Basler Münsterhügel wesentlich einfachere Wasserversorgung sogar ein ganz entscheidendes Kriterium, weshalb die römischen Ingenieure ihre Planstadt nicht im alten Zentrum der Rauriker, sondern auf der grünen Wiese an der Mündung der Ergolz anlegten.

Örtliche Leitung: Simone Kiefer  
Bericht: Reto Marti  
Geoarchäologie und Pollenanalyse: Philippe Rentzel und Lucia Wick, IPNA Universität Basel  
Juni bis August 2018

So ungefähr dürfte der Stausee im Gebiet des heutigen Lausen in der Landschaft gelegen haben (Bildgrundlage Google Maps).



## Blauen, Chremer: Ein Münzhort mitten-drin im Nichts

Blauen, Chremer. Der ehrenamtliche Mitarbeiter Bruno Jagher zeigt Andreas Fischer und Reto Marti die Fundstelle im «Nirgendwo».

Der Höhenzug des Blauens ist Teil der nördlichsten Kette des Jura und trennt als Wasserscheide das Birs- vom Birsigtal. Um das querliegende «Hindernis» auf der Nord-Süd-Achse von Basel ins Laufental zu überwinden, nutzten die Menschen wahrscheinlich schon seit der Urgeschichte zahl-

reiche Übergänge wie zum Beispiel den Blauenpass und vor allem den Blattenpass. Letzterer war ein Hauptverkehrsweg und eine Alternativroute zur Birstalstrasse durch die Engstelle bei Angenstein. Erst nach dem Ausbau der Talstrasse in den 1740er-Jahren verlor der Pass seine Transitbedeutung. Strategisch war er aber weiterhin wichtig und wurde zuletzt im Zweiten Weltkrieg mit Geschützständen ausgerüstet.

Auf einen weiteren Übergang respektive eine Wegkreuzung weist das so genannte Chremerchrüz zwischen den beiden Pässen hin. Es liegt am direkten, wenn auch teilweise steilen Weg von Etingen nach Blauen und in der Nähe eines Weges von Hofstetten nach Nenzlingen. Die Herkunft seines Namens wird in einer alten Sage erklärt, die erstmals um 1700 bezeugt ist: Ein reicher Kaufmann aus Basel habe einst im berühmten Wirtshaus auf dem Plattenpass (das gemäss den Quellen sicher von 1678 bis zu seinem Ende 1751 existierte) übernachtet. Als er am anderen Morgen schon ein Stück weitergezogen war, überfielen ihn Räuber und schlugen ihn tot. Die Verwandten des Ge-

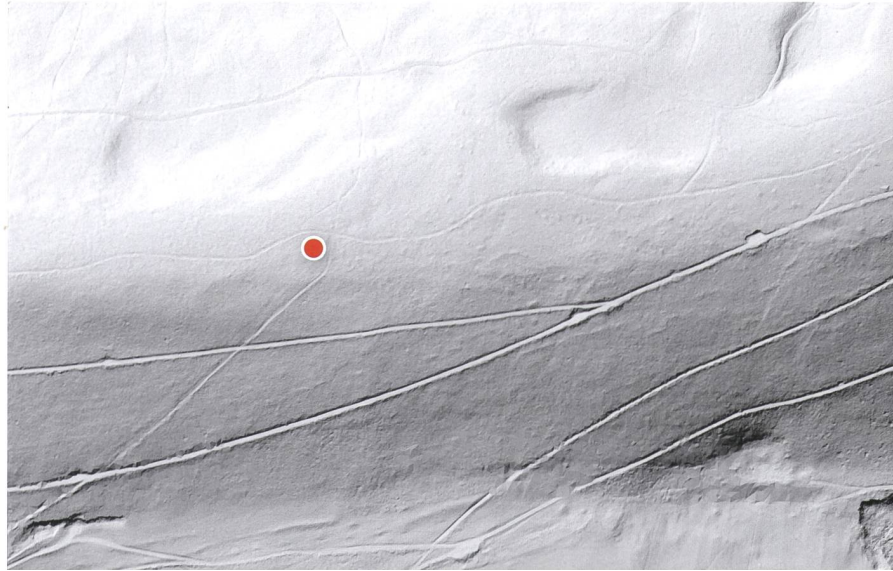


töteten suchten nach ihm. Die Spur führte zum Wirtshaus, wo sie seine Kleider fanden. Zum Seelenheil des Verstorbenen errichteten sie am Tatort ein Kreuz, das bald schon Krämerkreuz genannt wurde. Glaubt man der Sage, wählte der Kaufmann vom Plattenpass her nicht den Weg hinunter ins Birstal, vielmehr zog er mit unbekanntem Ziel gegen Westen. Dies wäre ein Hinweis, dass der «Chrämer» nicht nur als Übergang von Nord nach Süd eine Rolle spielte, sondern hier auch ein Weg von Ost nach West verlief.

Der Grund, warum wir hier so ausführlich über den Blauen und seine Übergänge berichten, liegt an einer Entdeckung durch den ehrenamtlichen Mitarbeiter Bruno Jagher. Er wollte 2018 herausfinden, ob dieser Weg von Ettingen nach Blauen einen historischen Ursprung hat. Einige mittelalterliche Funde deuten in der Tat in diese Richtung, doch die Überraschung kam südlich der Krete: Dort ortete das Metallsuchgerät römische Münzen: Nicht bloss fünf wie im nördlich gelegen Walental (vgl. Jahresbericht 2016, S. 177–179), sondern gleich 188 Stück konnten in mehreren Suchgängen

geborgen werden. Diese grosse Anzahl quasi im Nichts lässt aufhorchen. Sie übertrifft gar die 68 Münzen, die im Areal des postulierten Höhenheiligtums auf dem Witterswilerberg gefunden wurden. Diese Fundstelle liegt übrigens genau nördlich des Chremers auf dem letzten Jura-Ausläufer.

Das Oberflächen-Relief zeigt keinerlei Spuren einer menschlichen Aktivität im Umfeld der Münzfunde.





Die drei besterhaltenen  
Münzen stammen alle  
aus der ersten Hälfte des  
3. Jahrhunderts n. Chr.  
(Vorder- und Rückseite).  
M 1:1.

Eine erste grobe Sichtung der Münzen vom Chremer war schwierig, da die Objekte teilweise schlecht erhalten sind und erst noch freigelegt werden müssen. Der Numismatiker Markus Peter spricht dennoch von einem sehr interessanten Komplex: «Bereits jetzt zeigt sich, dass der grösste

Teil aus dem 2. und 3. Jahrhundert nach Christus stammt; hinzu kommen einzelne Prägungen des 4. Jahrhunderts. Die chronologische Zusammensetzung und die vertretenen Münzsorten lassen an Opfertagen denken.» Auffällig ist zudem das fast vollständige Fehlen von Silbermünzen. Die Niederlegung könnte in ein bis zwei grösseren Portionen erfolgt sein, mit ein paar späteren «Nachzügeln».

Doch warum gerade hier? Spielte der Übergang in römischer Zeit eine wichtige Rolle? Zahlreiche Indizien sprechen dafür, dass auch in dieser Epoche der besser begehr- und wohl sogar befahrbare Blattenpass wichtiger war. Römische «Passheiligtümer» zeichnen sich zudem durch zahlreiche kleinere Opfertagen zu unterschiedlichen Zeitpunkten aus – ganz nach der Tradition des lateinischen «do ut des», sinngemäss: «Sorge Du, Gottheit, für eine sichere Reise, dann bekommst Du bei meiner



Elagabal  
Denar, 218–219 n. Chr.

Severus Alexander  
Sesterz, 231–235 n. Chr.

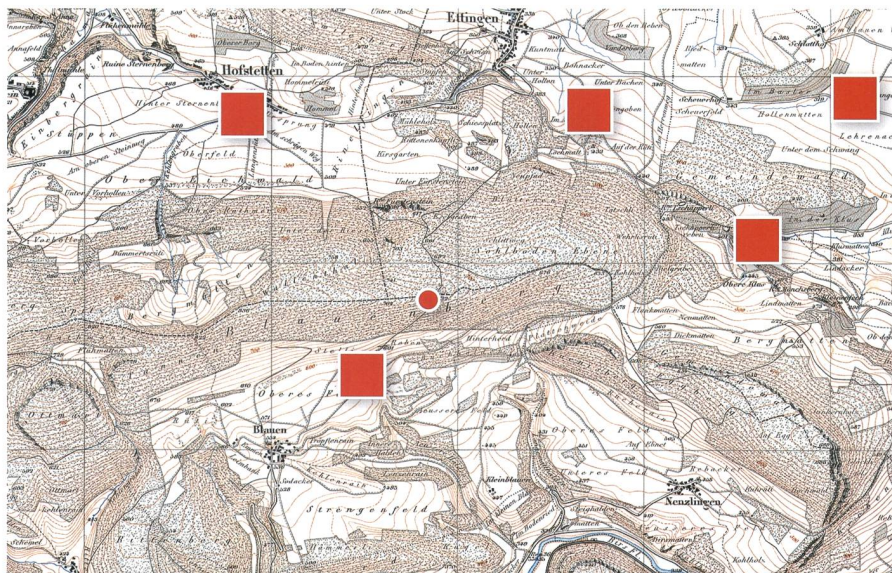
Gordianus III.  
Sesterz, 238–239 n. Chr.

Rückkehr eine Opfergabe). Diese Art von sakralem Ort fällt also eher weg. Auch für ein Höhenheiligtum wie auf dem Witterswilerberg gibt es keine klaren Hinweise.

Des Rätsels Lösung bringt vielleicht eine übergeordnete Betrachtung des Fundortes: Rund um den Chremer liegen zahlreiche römische Gutshöfe. Am nächsten ist derjenige von Blauen, aber auch in Hofstetten und Ettingen sind Standorte bekannt, zudem ist in der Klus bei Aesch mit einer Siedlung zu rechnen. Es wäre gut möglich, dass die zu den «Villen» gehörigen Ländereien hier auf dem Chremer zusammenkamen. Dieser liegt zwar nicht genau in deren Schnittpunkt, dennoch ist es möglich, dass hier die sogenannten Latifundien aufeinandertrafen. Es könnte sich also um ein «Grenzheiligtum» handeln, eine Fundstellenart, die auch anderswo in gut erforschten römischen Landschaften postuliert wird.

Prospektion: Bruno Jagher  
Bericht: Andreas Fischer  
Münzbestimmungen: Markus Peter  
April bis Dezember 2018

Die Lage des Chremers (Punkt) in Bezug zu den umliegenden römischen Gutshöfen (Siegfriedkarte 1877, swisstopo).



Aesch, Römergässli.  
Übersicht über die  
Grabung. Unten im  
Bild – im Norden – ist  
die Lage der 1960  
ausgegrabenen Funda-  
mente im Strassenbe-  
lag markiert.



## Aesch, Römergässli: Siedlungsspuren im Umfeld der «Villa Varni»

1960 stiess man in Aesch beim Aushub für den Neubau der Buchbinderei «Varni» an der Unteren Kirchgasse auf Fundamentreste, die sich bald als Grundmauern eines römischen Gebäudes herausstellten. Die darauf eingeleitete Ausgrabung förderte einen unvollständigen, nur im Südwesten erhaltenen Mauergrundriss zu Tage. Von den angeschnittenen sechs Räumen entlang der Südmauer waren die westlichen drei beheizt, wie die Reste einer Hypokaustanlage zeigten. Der Nord- und der Ostteil der gelegentlich als «Villa Varni» bezeichneten Anlage waren bereits durch frühere Bodeneingriffe zerstört worden. Auffallend viele Funde der Grabung datierten in die späte Römerzeit, ins 4. Jahrhundert nach Christus.

In den folgenden Jahrzehnten kam es rund um die Fundstelle immer wieder zu kleineren und grösseren Bauprojekten, beispielsweise im Jahr 1992, als Leitungsgräben in der Pfeffingerstrasse erneuert wurden und dabei frühmittelalterliche Funde zutage förderten. Bei keiner der damaligen Untersuchungen stiess man jedoch auf weitere, eindeutig in die Römerzeit datierbare Mauern. Immer-

hin zeugte 1993 der Fund eines Töpferofens und einer Feuerstelle in einer Sondiergrabung direkt südwestlich der Fundstelle von römischen Aktivitäten im Umfeld des Gebäudes. Der fundarme Ofen dürfte im 3. oder 4. Jahrhundert in Betrieb gewesen sein.

Die freigelegte Südwestecke des römischen Gebäudes während der Ausgrabung im Jahr 1960. Blick gegen Westen.



Ansammlungen von Kalkbruchsteinen und Ziegeln sind wohl als Zerstörungsschichten des nahen römischen Gebäudes zu deuten.

Die Frage stellte sich, ob es sich bei den Mauerresten der «Villa Varni» wirklich um den Teil einer *villa rustica* – also eines römischen Gutshofs – handelt. Das Fehlen von weiteren Mauern könnte auf ein isoliertes Gebäude hinweisen. In Anbetracht der leicht erhöhten Lage des Gebäudes über der

vermuteten, allerdings noch nie nachgewiesenen römischen Birstaltrasse, am Eingang zum gebirgigen Faltenjura, käme auch eine Herberge, eine sogenannte *mansio*, in Frage. Die vielen Funde des 4. Jahrhunderts nach Christus führten zur These, dass im Umkreis des Gebäudes sogar ein spätrömisches Kastell gestanden haben könnte.

Ein Bauprojekt am Römergässli, nur rund 25 Meter südlich der Grabung von 1960, nährte im Juli des Berichtsjahres die Hoffnung, etwas mehr Licht ins Dunkel dieser römischen Vergangenheit zu bringen. Bei der Begleitung des Aushubes wurden rund 80 Zentimeter unter der Oberfläche römische Ziegel und Kalkbruchsteine angetroffen. Die anschliessend durchgeführte Notgrabung förderte im Nordteil der Parzelle einige römische Gruben zu Tage. Welchen Zweck sie ursprünglich erfüllten, liess sich nicht mehr eindeutig feststellen. Nach ihrer Aufgabe wurden sie mit Siedlungsabfällen verfüllt. Die gefundene Gefässkeramik datiert mehrheitlich in die späte Römerzeit, ins 3. und 4. Jahrhundert nach Christus. Die



neuen Funde stimmen also zeitlich mit denjenigen der Grabung von 1960 und wohl auch des nahen Töpferofens überein. Einige kleinere Strukturen lassen sich als Pfostengruben interpretieren – möglicherweise Reste von einfachen Holzbauten. Neben den römischen Eintiefungen wurden auch zwei neuzeitliche Abfallgruben freigelegt.

Auf dem Gelände der aktuellen Grabung wurden keine neuen Mauerreste festgestellt. Der Südteil der Parzelle war zudem frei von Befunden. Es ist daher anzunehmen, dass die römische Siedlungsaktivität hangaufwärts nachliess. Das Areal südlich des Gebäudes könnte man sich als ein wenig überbautes Gebiet mit einzelnen Holzbauten vorstellen, die vielleicht gewerblich genutzt wurden. Dazu würde auch der 1993 gefundene Töpferofen passen.

Die Ausgrabung bot leider keinen neuen Ansatz zur Interpretation der «Villa Varni». So muss weiterhin offen bleiben, ob der 1960 gefundene Gebäuderest zu einem Gutshof, einer Herberge oder gar einem Kastell gehörte. Ungeachtet dieser Fra-

gen bleibt die Tatsache, dass es sich um eine sehr späte Besiedlung innerhalb der Römerzeit handelte, aussergewöhnlich.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg  
Juli 2018

Daniel Perez und Zivi Matthias Widmer beim Einmessen der römischen Eintiefungen, die als dunkle Flecken erkennbar sind.



## Muttenz, Hauptstrasse 25: das älteste noch aufrecht stehende Bauernhaus

**Muttenz, Hauptstrasse 25. Historische Aufnahme des Bauernhauses, das links an die Liegenschaft 23 anlehnt (Eduard Bielser, Muttenz).**

Muttenz war in den letzten Jahren verschiedentlich Ziel bauarchäologischer Forschung. In den Häusern im Ortskern hat sich bemerkenswert viel alte Bausubstanz erhalten. Einige Gebäude datieren in ihrem Kern sogar noch ins späte Mittelalter. Das 2016 an der Burggasse 8 entdeckte Haus, des-

sen Bauhölzer 1417/18 geschlagen wurden und das bis in den First noch über weite Teile erhalten war, markiert den bisherigen Höhepunkt (vgl. Jahresbericht 2016, S. 78–85).

Während es sich beim Gebäude an der Burggasse um ein kleines, im Grundriss lediglich  $6 \times 6,7$  Meter messendes Häuschen handelte, das wohl einer Familie zu Wohn- und Gewerbebezwecken diente, so liegt diesmal ein «ausgewachsenes» Bauernhaus vor. Den ältesten nachgewiesenen Gebäudeteil der Liegenschaft bildet das Haus an der Hauptstrasse 23, ein mittelalterlicher Steinbau, der vor 1471 datiert. Er war nicht in die Bauuntersuchung einbezogen, seine ursprüngliche Nutzung ist unbekannt.

Die Liegenschaft Hauptstrasse 25 wurde nach zwei Bränden, die sämtliche älteren Holzteile vernichtet haben, nördlich daran angebaut. Sie war als Mittertennhaus in Hochgerüstbauweise konzipiert, das heisst die Tenne lag zwischen Wohn-



trakt und Stall. Die für den Bau benötigten Hölzer aus Eiche sind frühestens 1471 bis 1473 geschlagen worden.

Bedingt durch seinen beachtlichen Grundriss von 12 auf 18 Metern war das Gebäude wesentlich aufwendiger konstruiert als dasjenige an der Burggasse. Der bereits vorhandene und nun integrierte Steinbau der Hauptstrasse 23 diente bis ins Obergeschoss als Konstruktionsbasis und Auflager der Rähme. Das Hochgerüst ist in vier Längs- und drei Querachsen unterteilt. Die Wände wurden mit raumhohen Staken armiert und mit Lehm ausgefacht. Elemente am Hochgerüst zeigen, dass die Dachkonstruktion den älteren Kernbau mit einer zusätzlichen vierten Querachse mitüberdeckt hatte. Es ist unklar, ob das wohl mit Stroh bedeckte Dach giebelseitig mit oder ohne Walme ausgeführt war.

Von der Hochständerkonstruktion sind bis heute drei Binderachsen (1471/72) und die Deckenbalken der Stube (1472/73) gut erhalten und ein-

sehbar. Die Konstruktionsteile wurden in die Baumassnahmen von 2018 integriert und bleiben so erhalten.

1487 wurde innerhalb des neu erstellten Holzbaus ein Durchgang in den steinernen Kernbau der

Die dunklen Hölzer der südlichsten Bundebebene sind teilweise bis zum First erhalten. Auch die Lattung des Daches von 1471/73 ist ablesbar.





Hervorragend erhaltene Holzbohlen-Binnenwand im ersten Obergeschoss, errichtet 1511–1515. Blick nach Osten gegen die Strasse.

Liegenschaft 23 geschaffen, dessen Erdgeschoss über einem gemauerten Keller deutlich höher liegt als das aktuelle Strassenniveau. Das Obergeschoss des Wohnteils der Nr. 25 wurde frühestens 1511 mit einer Bohlenständerwand in der Firstachse unterteilt. Die im rückwärtigen Erdgeschoss lie-

gende Küche war gegen den Dachraum hin offen, denn die Bohlenständerwand ist auf der ihr zugewandten Seite stark verrusst. Eine später mehrfach umgebaute, von der Küche aus bedienbare Ofenische zeigt, dass der angrenzende strassenseitige Raum im Parterre als Stube genutzt wurde. Den nun abgetrennten, darüberliegenden Raum betrat man direkt vom Flur aus über eine Stiege.



Weitere Umbauten folgten: Nachdem bereits 1511–1515 im Erdgeschoss Lehmwände durch Steinmauern ersetzt worden waren, folgte wohl 1577 die «Versteinerung» des Obergeschosses, verbunden mit einer Erneuerung der Dachbalken über dem Wohnteil. 1640 wurde im Erdgeschoss zwischen Flur und Küche eine neue Bohlenwand eingebaut und 1679 eine neue Decke mit Balken aus Nadelholz eingezogen. Spätestens jetzt erhielt auch die zum Dachraum offene Küche eine Decke. Vermutlich um 1700 wurde das Gebäude in zwei Liegenschaften aufgeteilt: in das Haus Hauptstrasse 23, das auf den mittelalterlichen Steinbau zurückgeht, und das Haus Nummer 25. Ersteres

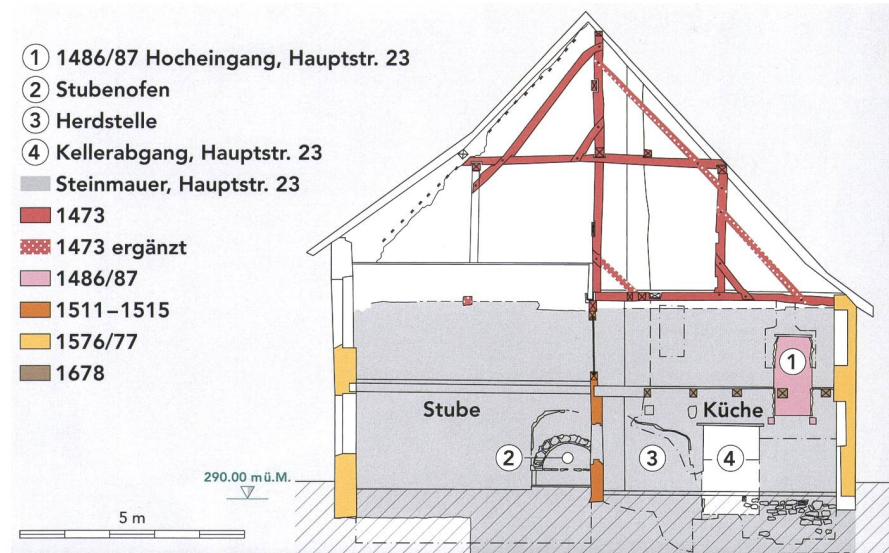
nutzte man fortan als reinen Wohnbau, letzteres – bis vor kurzem – als Bauernhaus, das man 1718 mit einem liegenden Dachstuhl aus Nadelholz neu überdachte.

Eine Ausgrabung im Bereich des Wohnteils erbrachte Hinweise auf Siedlungstätigkeit in der jüngeren Eisenzeit. Reste eines frühmittelalterlichen Grubenhauses sind nach den wenigen Funden zu schliessen ungefähr ins 9. Jahrhundert zu datieren. Die erhofften Spuren zur Siedlungstätigkeit vor 1471/73 hingegen blieben aus. Sie sind bei den Baumassnahmen des 15. Jahrhunderts komplett abgetragen worden.

Die Neuentdeckungen der letzten Jahre aus Muttenz sind für das Verständnis des Bauwesens in der Landschaft Basel ausserordentlich wichtig. Die ältesten Gebäude beziehungsweise Gebäudeteile, die man in der Region normalerweise noch antrifft, stammen aus dem 16. Jahrhundert. Damals führten die günstigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu einem eigentlichen Bau-

boom, während dem man zahlreiche Gebäude von Grund auf neu und nun teilweise in Stein errichtete. Nun zeigt sich, dass die Grundstruktur des Muttenzer Gebäudes von 1471/73 die bekannten Formen des 16. Jahrhunderts bereits vorwegnimmt. Damit ist es erstmals in der Nordwestschweiz

Innenansicht der südlichen, an die Mauer der Liegenschaft 23 anlehrenden Bundebene.



Reste einer mehrfach umgebauten Ofenanlage, die in die Wandnische eines spätmittelalterlichen Kachelofens (Pfeil) eingreift.

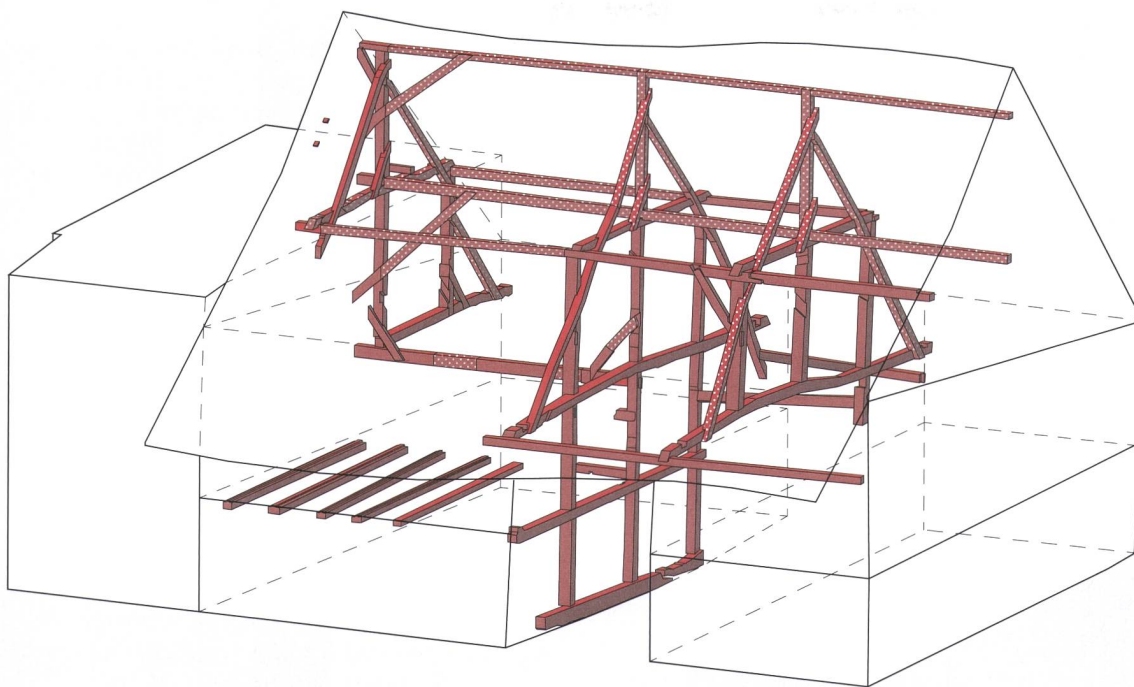
geglückt, sich ein konkretes Bild vom Aussehen eines regionalen spätmittelalterlichen Bauernhauses zu machen. Die Kenntnislücke zu den nur aus Bodenbefunden bekannten Hausgrundrissen des Früh- und Hochmittelalters wird dadurch kleiner.

Wir danken den Eigentümern Elsbeth und Max Frei-Graf sowie der Architektin Katrin Müller für ihr grosses Verständnis, das sie dem während der Bauarbeiten überraschend ans Licht gekommenen Befund in ihrem Haus entgegenbrachten. Dank ihrem Entgegenkommen bleiben wichtige Teile der spätmittelalterlichen Gebäudekonstruktion der Nachwelt erhalten.

Die Gemeinde Muttenz, die zum zweiten Mal in- nert kurzer Zeit mit gut erhaltener spätmittelalterlicher Bausubstanz überrascht wurde, will nun ein Planungsinstrument in Form eines vertieften Inventars schaffen, um dieses wertvolle Kulturerbe in Zukunft besser in die Planung einbinden zu können.

Bericht: Reto Marti und Claudia Spiess  
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel  
April bis Juli 2018





- älteste Bauphase 1471–1473
- älteste Bauphase, ergänzt
- aktuelles Gebäude

Die dreidimensionale Darstellung verdeutlicht die Konstruktionsweise des spätmittelalterlichen Bauernhauses. Ausserdem zeigt sie eindrücklich, wie viel vom ursprünglichen Gebäude noch erhalten oder zumindest zuverlässig rekonstruierbar ist (Entwurf Lukas Richner).

### Therwil, Kirchrain 6/8: ein Haus aus der Zeit vor dem dreissigjährigen Krieg

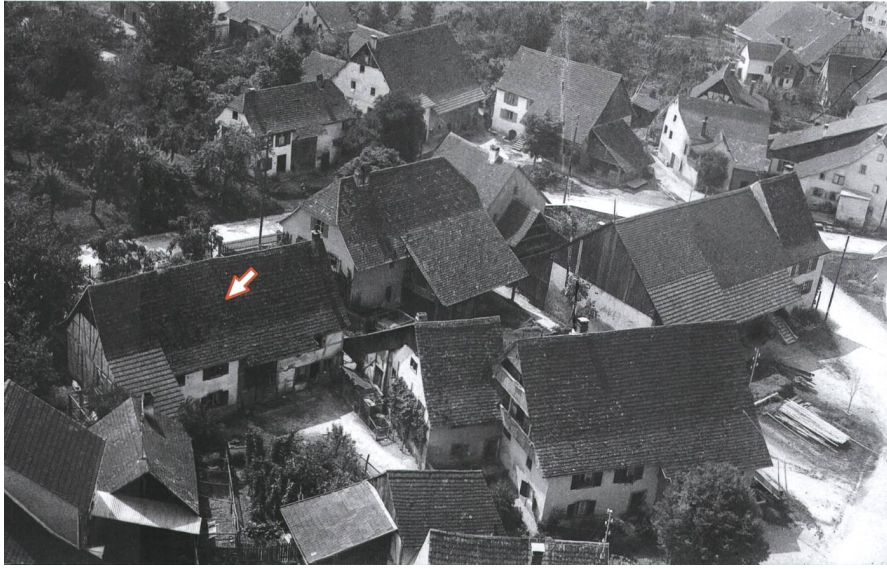
Therwil, Kirchrain 6/8.  
Die Aufnahme vom Kirchturm hält die Situation des untersuchten Gebäudes um 1922 fest (Museum Therwil).

Die untersuchte Liegenschaft befindet sich im alten Dorfkern von Therwil, etwas westlich der Kirche. Ursprünglich war sie als Mittertennhaus angelegt, mit der Traufseite zur Strasse nach Ettlingen ausgerichtet und gegenüber der Strasse leicht zurückversetzt, was Platz bot für Hof und Garten. Die eichenen Konstruktionsteile des in Hochge-

rüstbauweise errichteten Gebäudes wurden im Herbst/Winter 1543/44 geschlagen. Im Grundriss misst es 13 auf 9 Meter. Ursprünglich war es wohl mit Stroh gedeckt, auch wenn die Befunde eher für gerade Giebel und gegen giebelseitige Walme sprechen.

Wie die Aussenwände des ursprünglichen Ständerbaus konstruiert waren, ist nicht mehr zu eruieren, denn sie wurden noch vor den ersten grösseren Umbaumaassnahme durch Bruchsteinmauern ersetzt. Dabei wurden im Südgiebel zwei Fenster eingebaut. Die Innenwände bestanden aus Fachwerk mit Lehmausfachungen. Die Stube mit einer spätgotischen Balkendecke aus Föhrenholz lag im Wohnteil des heutigen Hauses Kirchrain 8. Spätestens mit der Versteinerung der Aussenmauern besass dieser Bereich einen gemauerten Keller mit Deckenbalken aus Eiche. Die Scheidemauer zwischen Wohnteil und Tenn ist beidseits des Hochständers in Fachwerk ausgeführt.

Frühestens im Jahr 1671 wurde das Bauernhaus in zwei Liegenschaften aufgeteilt. Im Süden ent-

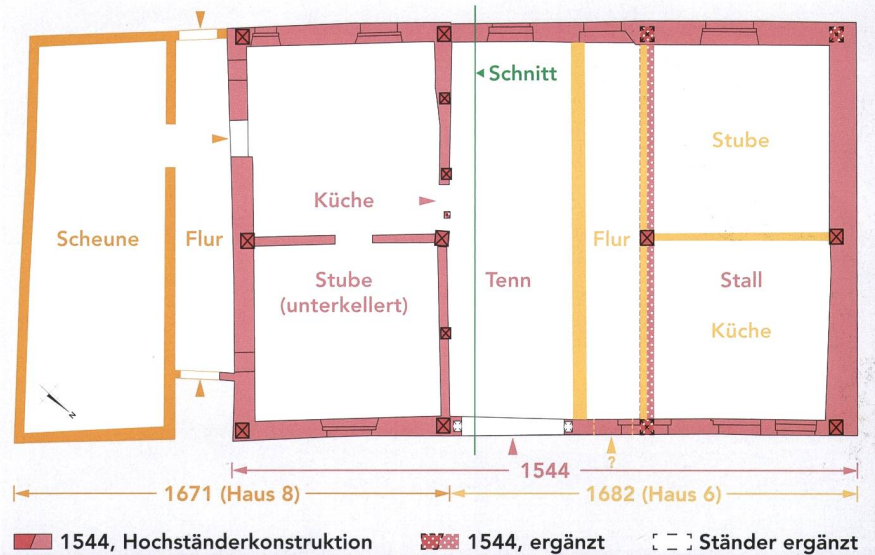
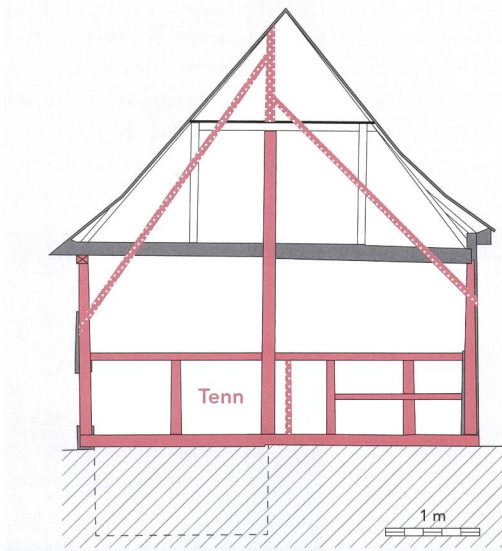


stand das Haus Kirchrain 8 mit einer in Fachwerk ausgeführten Erweiterung um Flur und Scheune. Die Hölzer für den neu erstellten Dachstuhl wurden im Herbst/Winter 1670/71 geschlagen. Einige der eichenen Eckständer und die Scheidemauer mit dem Hochständer behielt man bei. Die beiden Fenster im Südgiebel wurden wegen des nun neu

hinzugekommenen Flurs wieder zugesetzt. Sie kamen erst bei den aktuellen Umbauarbeiten wieder zum Vorschein.

Elf Jahre später, 1682, entstand durch Umbau des ursprünglich landwirtschaftlich genutzten Bereichs nördlich der Scheidemauer das Haus

Rekonstruierter Querschnitt durch den Bau von 1544 (links) und Grundriss.



Blick an Scheidewand zu Hausteil 8, mit zentralem Hochständer im einstigen Tennbereich von 1543/44 (Pfeil) und Dach von 1682.

Kirchrain 6: Der ehemalige Stall wurde zu einem Wohnteil mit Flur, das Tenn beliess man. Dadurch ist das Tennstor so, wie es 1544 erstellt worden war, bis heute erhalten geblieben. Auch die nördliche Liegenschaft erhielt ein neues Dachwerk, in derselben Konstruktionsweise wie das Nachbarhaus. Die Rähme der beiden Häuser wurden sogar mit

Blattstoss miteinander verbunden. Nach diesen Umbauten sind keine Ställe mehr nachweisbar, das heisst beide Liegenschaften wurden danach wohl als einfache Arbeiterhäuschen genutzt, wobei der Kirchrain 8 zusätzlich eine Scheune besass.

Der neu untersuchte Gebäudekomplex ist nicht nur einer der wenigen im Kanton Baselland mit noch erhaltener Hochständerkonstruktion. Das 1543/44 errichtete Haus ist nach heutigem Kenntnisstand zugleich das älteste noch aufrecht stehende Bauwerk von Therwil. Sondierungen im Bereich der nicht unterkellerten Küche des Hauses Kirchrain 6 brachten zudem einige Fragmente spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Geschirr- und Ofenkeramik von hoher Qualität ans Licht. Sie zeigen, dass der Platz schon vor dem 16. Jahrhundert besie-



>  
Aussenseite eines der beiden freigelegten Fenster im einstigen Südgiebel.

delt war, auch wenn sich keine konkreten älteren Baureste fanden.

Ein spezieller Dank geht an den Architekten Matthias Aebersold, Basel, der uns während des Umbauprozesses stets über seine Beobachtungen auf dem Laufenden hielt.

Durchführung: Claudia Spiess und Anita Springer  
Bericht: Claudia Spiess  
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel  
Juni 2016, April 2017 und Juli 2018

**Das Wandrähm der Stube wurde mit grob geboilten Fasenabschnitten spätgotisch verziert. Die Deckenbalken sind heute 5 Zentimeter höher verlegt.**





Läufelfingen, St. Peter und Paul. 1955/56 haben Schürfungen im Innern der abseits über dem Dorf liegenden Kirche den Nachweis eines frühmittelalterlichen Steinplattengrabes erbracht. Leider blieben die damaligen Arbeiten undokumentiert, weshalb heute jeder Einblick in den Boden auch im Umfeld der Kirche besonders wichtig ist (Archäologie und Museum Basel-land, Fotosammlung).



## Läufelfingen, Kirche: Gräber in engen Gräben

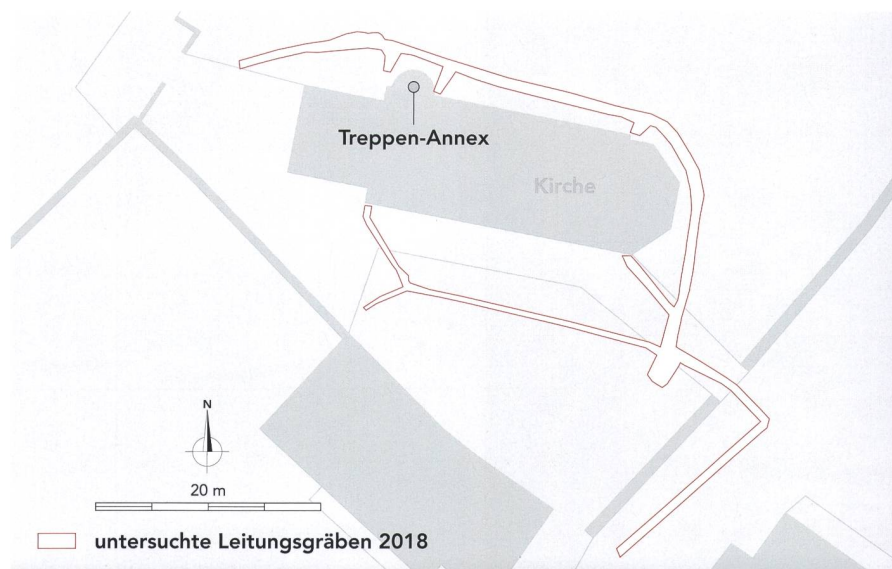
Ende Oktober 2018 erhielt die Archäologie Baselland eine Anfrage vom Architekten Thomas Mangold betreffend Erdarbeiten für Leitungsräben um die Kirche von Läufelfingen. Der bestehende Bau datiert ins Spätmittelalter. Er hatte aber sicher Vorgänger. Bei Grabungen im Jahr 2004 kamen im Kellergeschoss des Pfarrhauses Skelettreste von sechs beigabenlosen Bestattungen aus dem frühen Mittelalter zum Vorschein. Diese Bestattungen waren in römischen Abbruchschutt eingetieft. Aus diesem Grund ist der Bereich als archäologische Schutzzone definiert und Erdarbeiten müssen der Archäologie Baselland gemeldet werden.

Der Aushub der Leitungsräben von rund 40 Zentimetern Breite und 1,2 Metern Tiefe, je einer nördlich und einer südlich der Kirche, wurden durch Jan von Wartburg und Simone Kiefer eng begleitet – und dies im wörtlichen Sinne! Die Gräben waren derart schmal und tief, dass sich die Dokumentation der Befunde äusserst anspruchs-

voll gestaltete. Zudem waren die Befunde schwer zu interpretieren und von den Gräbern lag kein einziges ganz frei.

Die ersten verlagerten Knochen kamen auf der Höhe des Treppenannexes der Kirche zu Tage. Bei diesen Knochen fand sich ein Holzstück mit Nagel –

Plan der Leitungsräben im Umfeld der Kirche. Unten ist das Pfarrhaus zu erkennen, in dem 2004 archäologische Ausgrabungen stattfanden.



**Enge Verhältnisse:  
die Schreibende beim  
Untersuchen einer  
Grabenwand.**

wohl der Rest eines Sarges. In den folgenden Tagen kamen weitere verlagerte Knochen, aber auch Grablegungen in ursprünglicher Lage ans Licht. Südöstlich der Kirche wurde dann eine Grube von  $1,30 \times 0,8$  Meter geöffnet, um einen Anschluss für die Leitungen zu erstellen. In dieser wurden mehrere Skelettreste aufgedeckt, die wie schon bei der

Grabung von 2004 in römischen Abbruchschutt gebettet waren. In jüngeren Gräbern verstreut liegende Knochen zeigen, dass das Areal wiederholt als Bestattungsplatz genutzt wurde. Dieses Phänomen ist im Umfeld von Kirchen üblich. Die bereits vorhandenen Überreste wurden für die neue Bestattung einfach beiseite geschoben.

Insgesamt wurden etwa 26 Individuen gezählt, deren Lage dokumentiert und die Knochen geborgen. Beigaben, wie sie im Frühmittelalter oft anzutreffen sind, waren leider nicht feststellbar. Damit fehlen auch Indizien für eine genauere Datierung der Grablegungen. Die Sitte, den Verstorbenen Beigaben mitzugeben, verliert sich zwar nach dem 7. Jahrhundert. Beigabenlosigkeit allein ist aber kein Hinweis darauf, dass die dokumen-



>  
Thomas Mumenthaler,  
Inhaber des Gartenbau-  
geschäfts, packt mit an.

tierten Bestattungen zwingend jünger sind. Denn auch im Frühmittelalter wurden längst nicht alle Toten mit Beigaben versehen.

Jan von Wartburg und Simone Kiefer wechselten sich in der Begleitung der Grabarbeiten ab, da beide noch anderweitig beansprucht waren. Dank

der tatkräftigen Mitarbeit der Gartenbaufirma Mumenthaler, die die Grabarbeiten durchgeführt hat, entging der Archäologie Baselland jedoch kein einziger Knochen.

Durchführung und Bericht: Simone Kiefer  
November 2018

Die freigelegten Reste einer Bestattung in ursprünglicher Lage (Bereich Unterarm- und Becken).



Münchenstein, Steinweg 15. Die Aufnahme von Theodor Strübin aus den 1950er zeigt den Steinbruch mit den wellblechgedeckten Kalkbrennöfen am linken Bildrand. Unter den Dächern im Vordergrund befanden sich ein Steinbrecher und eine Hammermühle (Archäologie und Museum Baselland, Fotosammlung).



## Münchenstein, Steinweg 15: ein heisses Gewerbe, fast vergessen

Zu den wesentlichen Bedürfnissen der Menschen gehört – zumindest in unseren Breitengraden – ein Dach über dem Kopf. In früheren Zeiten hat man alle dafür nötigen Rohstoffe in der Region beschafft: Holz aus den Wäldern, Stroh und Schilf vom Feld oder Ufer, sowie Lehm und Steine aus geeigneten Gruben. Ein Befund aus Münchenstein ruft uns in Erinnerung, dass dieser Grundsatz bis vor noch gar nicht so langer Zeit gegolten hat.

Schon in der Römerzeit scheint man im Pantel oberhalb von Münchenstein den dort anstehenden Haupttrogenstein abgebaut und unter anderem zu Kalk gebrannt zu haben. Zumindest weisen einige Funde darauf hin, dass eine 1967 entdeckte Ofenanlage am Ostrand des späteren Steinbruchs «Gipfli» in diese Zeit gehört. Branntkalk war vor allem nötig zum Mischen des Mörtels und zum Tünchen der Lehmwände, damit diese der Witterung standhielten.

Obwohl etwa zwei Kilometer weiter entfernt, scheint man im Mittelalter das Baumaterial vornehmlich aus der Grube «Winterhalden/Langholz» geholt zu haben. Eine Steinbruchtätigkeit am «Gipfli» ist erst wieder auf historischen Kartenwerken ab 1875 nachweisbar. Die Grube wurde

Arbeiter in einem der Münchensteiner Brüche um 1930 (Bürgergemeinde Münchenstein).

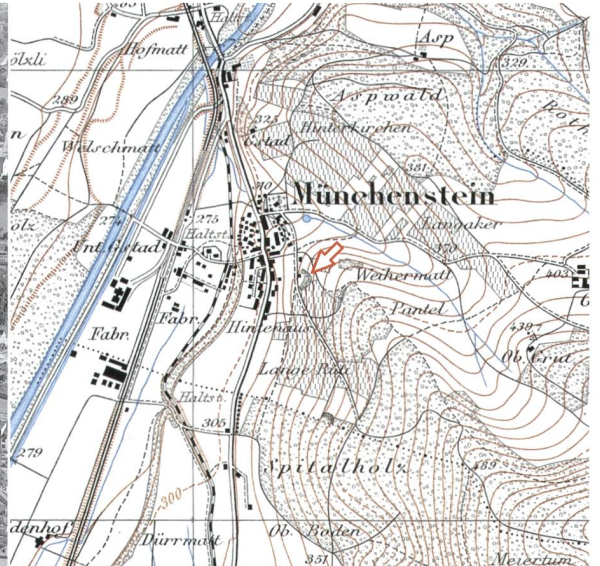


Im Hintergrund der Steinbruch «Gipfli», davor der kleinere Bruch im «Blinden», im Vordergrund Münchenstein, Juli 1950 (Werner Friedli, ETH Zürich).

durch einen direkten, aber steilen Zugang von der Hauptstrasse Münchenstein-Arlesheim her erschlossen.

Im Zuge der Industrialisierung und des rapiden Bevölkerungswachstums stieg der Bedarf an Baumaterial. 1896 wurden beide Grubenareale, «Win-

terhalten» und «Gipfli», mit besseren Zufahrten erschlossen, letzteres über den Steinweg, der mit sanftem Gefälle direkt nach Münchenstein führte. Etwas unterhalb dieser Grube und näher am Ort, im «Blinden», ist auf der Siegfriedkarte von 1902 erstmals ein Steinbruch vermerkt, mitsamt einem kleinen Gebäude – womöglich dem Standort eines



ersten Kalkbrennofens. Beides ist in der Kartenversion von 1900 noch nicht vermerkt, weshalb die Aktivitäten um diese Zeit begonnen haben dürften.

«Gipfli» und «Blinden» wurden danach stark ausgebaut, ab 1911 verband eine Transportseilbahn die höhergelegene Gipfligrube mit der 1881 gegründeten Zementfabrik am Ostufer des Birskanals, der Gebäudekomplex in der unteren Grube mit den Brennöfen wuchs im Laufe der Zeit. Die obere Grube wurde um 1965 aufgegeben, mit Bauschutt verfüllt und renaturiert. Die Kalkbrennöfen in der unteren Grube wurden um 1955 stillgelegt und nach 1961 für Wohn- und Gewerbezwecke umgebaut. Schroppen und Kalksand wurden hier noch bis Mitte der 1980er Jahre gebrochen.

<

Auf der Siegfriedkarte von 1902 ist erstmals ein Steinbruch im «Blinden» eingetragen (swisstopo).

Heute präsentiert sich der Gebäudekomplex am Steinweg, am Ausgang der unteren Grube, als schwer lesbares verschachteltes Gebilde von Wohnräumen und Garagen auf unterschiedlichen Ebenen. Im Vorfeld einer geplanten Umnutzung bot sich die Gelegenheit, einen Blick ins Innere zu werfen. Dabei zeigte sich in der Südwand einer

Blick an die Mauerfront in der strassenebenen Garage mit den Einfeuerungsstellen der beiden älteren Öfen.



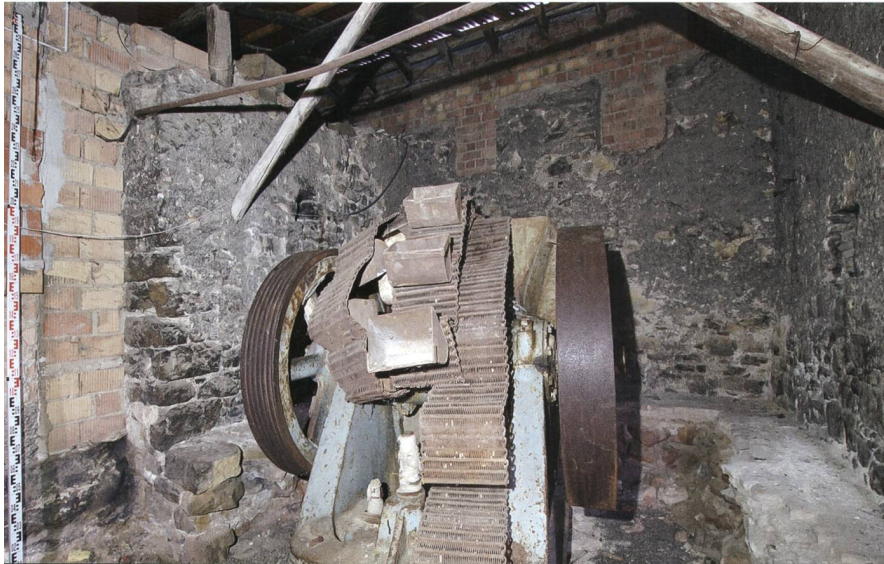


Über dem zugeschütteten Brennraum des jüngeren Ofens ist ein ausrangiertes Förderwerk deponiert.

heutigen Garage auf dem Niveau des Steinwegs eine mächtige Bruchsteinfront mit vier Nischen. Drei davon entpuppen sich als Feuer- oder Schürflöcher, sogenannte «Schnauzen», von denen aus die Kalkbrennöfen betrieben wurden. In den beiden Obergeschossen sind die Ofenkonstruktionen hinter Leichtbauwänden der aktuellen Wohnungen

verborgen. Von den rückwärtigen Garagenunterständen her ist der Schlund der Brennkammer 3 zu erkennen. Offensichtlich hat man die Öfen nach ihrer Aufgabe 1961 nicht vollständig abgebaut, sondern über weite Teile lediglich mit Schutt verfüllt und in die Überbauung integriert.

Zwei der Öfen scheinen in einem Zug errichtet worden zu sein, der westliche, etwas grössere kam offenbar später hinzu. Alle drei Anlagen sind in den Brandlagerakten von 1946 aufgeführt. Die im Grundriss kreisrunden Brennkammern mit einem Durchmesser von gut zwei Metern erweitern sich nach oben. Aussen sind sie aus Kalkbruchsteinen gemauert, die Innenauskleidung ist derzeit noch nicht beurteilbar. Zum Schutz gegen die Witterung besaßen sie ursprünglich eine einfache Abdeckung aus Wellblech, wie historische Fotografien zeigen. Zeitzeugen erinnern sich, wie sie sich um 1950 als Buben vor dem Fasnachtsumzug bei den Öfen aufgewärmt haben ...



Das nun in Planung befindliche Bauprojekt gibt voraussichtlich die Gelegenheit, die interessante industriearchäologische Stätte genauer zu untersuchen. Vielleicht gelingt es dabei auch, die Funktion eines weiteren Anbaus mit einer zugemauerten vierten Nische zu klären, die die Reihe der drei «Schnauzen» nach Westen fortsetzt.

Bericht: Reto Marti und Claudia Spiess, mit Dank an Dölf Brodbeck, Münchenstein  
Januar bis Februar 2018

Grundriss der aktuellen Anlage (links) und mit Backsteinen gemauerte «Schnauze» von Ofen 3 (rechts).

